

Der kleine Bund

In Bern gelandete Raumschiffe

Architektur Warum sind die Wohnhäuser der 1920er- und 1930er-Jahre so unaufdringlich schön? Wie prägen sie Berner Quartiere? Und wieso soll die Moderne der Gipfel der Baukunst sein? Erkenntnisse anhand des Buches «Bern modern».

Regula Fuchs

Dieses Haus schön zu finden, fällt nicht schwer: Wie ein Schiffsbug ragt die Stirnseite übers Grundstück, kühn von Balkonen umspielt. Eine rote Säule betont die Vertikale, keck flirtet sie mit dem ebenfalls roten Gemäuer zwischen den seitlichen Fenstern. Eine «Bauskulptur» sei das Haus an der Schillingstrasse, schreibt der Autor Markus Jakob, «die man in Bern vielleicht ein Bijou nennen würde».

«Vielleicht»: Die Einschränkung in diesem Satz ist wohl kein Zufall. Weder das Gebäude an der Schillingstrasse noch die meisten anderen Wohnbauten, die im Buch «Bern modern» versammelt sind, werden in Architekturführern erwähnt; über ihre Erbauer ist oft nicht viel mehr überliefert als der Name. Und doch ist die Berner Wohnarchitektur der 1920er- und 1930er-Jahre einen vertieften Blick wert. Das finden jedenfalls die Herausgeber von «Bern modern», Architekturpublizist Markus Jakob und Architekt Ralph Gentner. Diese Gebäude verliehen den Quartieren eine «gewisse Noblesse», heisst es im Vorwort, und doch seien es «Häuser, die einen Auftritt haben, ohne sich aufzudrängen».

Modern, aber auf sanfte Art

Wer an Objekte der Moderne oder des Neuen Bauens in Bern denkt, hat die markanten Bauten von Hans Weiss, Otto Brechbühl oder Otto Rudolf Salvisberg vor Augen – das Suva-Haus an der Laupenstrasse, das Meer-Haus an der Effingerstrasse, das Lory-Spital oder auch das Institutsgebäude der Universität Bern an der Baltzerstrasse, das wie ein gestrandeter Ozeantanker aus Beton in einer Senke im Muesmattquartier ruht. Doch diese auffälligen Vertreter des Neuen Bauens kommen in «Bern modern» nur am Rande vor. Die Modernität der im Buch vorgestellten Wohnbauten ist weit weniger radikal.

«Sanfte Moderne» nennt Markus Jakob diese Berner Ausprägung, weil sie in ihrer Interpretation des vom Bauhaus inspirierten Neuen Bauens viel undogmatischer ist. Der Grund dafür? Gemäss Jakob waren die Berner Architekten der Zwischenkriegszeit kaum in die ideologischen Grabenkämpfe zwischen Traditionalisten und Vertretern der Moderne verstrickt, die damals zwischen Zürich und Basel ausgefochten wurden.

Provinzielle Gelassenheit

«Im Grunde wurde die Moderne ja modern nicht so sehr durch den Gebrauch von Glas, Stahl und Beton», heisst es im Buch, «sondern durch ihre theoretische Ausfechtung in Medien und Manifesten.» Weil die Berner Moderne davon weitgehend unberührt war, sei sie von allem ideologischen Ballast frei geblieben. «Und genau diese provinzielle Gelassenheit macht vielleicht ihre Qualität aus.»

Beispiele für diese Gelassenheit findet Jakob auf diversen Rundgängen durch die Berner Quartiere. Etwa am Ostring, wo



Ein Bijou, das dem Quartier eine gewisse Noblesse verleiht: Schillingstrasse 28 im Kirchenfeld. Foto: Thomas Telley und Adrian Scheidegger

Die Berner Architekten der Zwischenkriegszeit waren kaum in die damaligen ideologischen Grabenkämpfe verstrickt.

die Häuser Nummer 32 bis 38 strassenseitig eine resolute Strenge ausstrahlen. Doch zum Garten hin wirken sie mit ihren grosszügigen Balkonen fast spielerisch. Auch vom Inneren zeigt sich Jakob begeistert – miraculöser Grundriss, viel Licht, ein elegantes Spiel mit Farbe, kurz: ein «Wohnungsgesamtkunstwerk». Auch in anderen Quartieren – Lorraine, Breitenrain, Mattenhof oder Länggasse – findet Jakob Bijous der Moderne, die sich durch gerundete Balkone, die Betonung der Horizontalen in der Fassade sowie durch ihre Anschmiegsamkeit an die Topografie auszeichnen.

«Urbanes Armutszeugnis»

Auf seinen Rundgängen sticht dem Autor jedoch nicht nur das

Angenehme ins Auge: Zahlreich sind seine Seitenhiebe auf architektonische und städtebauliche Sünden aus jüngerer Zeit. Schönberg Ost, das Neubauquartier beim Klee-Zentrum? «Tot und baumarktartig anmutend», so Jakob. Das Zentrum Paul Klee? «Nicht eben Renzo Pianos Meisterwerk». Der Tellplatz? «Ein urbanes Armutszeugnis». Das Areal des Inselspitals? «Monströs, endlos wuchernd». Ausserholligen? «Eine Stadtentwicklung, für die es keine Entschuldigung gibt».

Solche Spitzen erwecken den Eindruck, die Architektur sei eine Domäne besonders ausgeprägter Rechthaberei – wären da nicht die nüchternen Korrekturen des Akademikers, die im Buch zum Glück ebenfalls Platz haben. Immer wie-

der streut Markus Jakob Dialoge mit dem Architekturhistoriker und «Bund»-Architektur-Kolumnist Dieter Schnell ein, in denen der propagierte Überlegenheit der Moderne widersprochen wird. Die Architektur der Zwischenkriegszeit sei nicht per se besser als das, was davor oder danach gekommen sei, schreibt Schnell. Er gehe davon aus, «dass zu allen Zeiten die Architekten in etwa gleich intelligent und begabt waren». Es sei schlicht eine Frage der Gewichtung – und nicht der «richtigen» oder «falschen» Gesinnung –, worauf in der Architektur zu einer bestimmten Zeit Wert gelegt werde.

Nur schade, stehen diese Dialoge oft etwas verloren und zusammenhanglos im Buch; auch bleiben manche der gestellten

Fragen offen. Trotzdem werden gerade in diesen Passagen grundsätzliche Themen angeschnitten, die auch für Laien bedenkenswert sind: Wer hat sich je gefragt, wohin eigentlich ein Gebäude blickt? Ist die am auffälligsten gestaltete Fassade auf die Strasse gerichtet? Oder auf den Garten? Die Antwort darauf kann einen Hinweis auf die Entstehungszeit eines Gebäudes geben.

Ein Glaubensbekenntnis

Wohin das markante Albrecht-von-Haller-Haus blickt, das die Länggasse in der Nähe des Bierhübeli abschliesst, ist keine Frage. Wie ein parkiertes Raumschiff thront das Gebäude über dem Hang: Seine Rundung schmiegt sich der Biegung der Hallerstrasse an, lang gezogene Balkone säumen die Fassade. Ein Echo davon findet sich im etwas unterhalb gelegenen Gebäude Hallerstrasse 49-55. «Die Haller-Häuser sind Eiger, Mönch und Jungfrau der Stadt, aber mit Flachdach», jubelt Jakob. Das Ensemble gehöre zweifellos zu den bedeutendsten Beispielen der Berner Moderne.

Worin aber bestehe – über das persönliche ästhetische Empfinden hinaus – die Schönheit und Qualität dieser Bauten? Sind es die gerundeten Balkone, die Jakob bei fast allen erwähnten Gebäuden lobend erwähnt? Die Proportionen? Ist es die Schlichtheit im Dekor? Die Wohnqualität? Explizit wird Jakob hier kaum. Offensichtlich hält er es nicht für angezeigt, sein Glaubensbekenntnis zur architektonischen Moderne argumentativ weiter zu untermauern.

Also ab an die Hallerstrasse für einen Augenschein vor Ort. Auch wenn die Fassaden in die Jahre gekommen sind, so hat das Ensemble unwidersprochen etwas Erhabenes. Noch mehr als das Albrecht-von-Haller-Haus zieht das Gebäude an der Hallerstrasse 49-55 mit seinen augenfälligen Klinker-Elementen die Aufmerksamkeit auf sich.

Wer von der Hallerstrasse her an das Haus herantritt, sich also der unscheinbareren Eingangsseite nähert, stösst auf einen Garten, der ein paar Treppenstufen tiefer liegt als die Strasse. Ein verwunschener, intimer Ort. Ob die vier im Halbrund angeordneten Hauseingänge womöglich Portale in eine andere Welt sind?

Ist es Zauberei?

Diese Fantasie ist gar nicht so abwegig. Wer nämlich um das Gebäude herumgeht und es von der Vorderseite her betrachtet, reibt sich die Augen. Selbstbewusst streckt sich das Haus, das eben noch geduckt und bescheiden anmutete, der Sonne und dem Alpenpanorama entgegen. Es ist, als habe es sich auf wundersame Weise aufgeplustert; viel grösser erscheint es aufs Mal. Zauberei? Nein. Aber der Zauber der Berner Moderne.

Bern modern. Wohnbauten der 1920er- und 1930er-Jahre in den Berner Quartieren. Hrsg. von Ralph Gentner und Markus Jakob. Verlag Scheidegger & Spiess, Zürich 2020. 136 Seiten, 29 Fr.